

Familien nach-denken. Theologische Ortsbegehungen in einem systemischen Territorium. Oder: Wo finden Familien statt?

Vortrag bei der Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft für katholische Familienbildung „Von Wahrheiten und anderen Lügen. Systemische und theologische Impulse“ am 26. November 2015 in Würzburg

Sie wissen bestimmt, was der Papst vor ein paar Wochen in Philadelphia auf dem Weltfamilientag gesagt hat. Es ist einer dieser Franziskus-Sager, wie man in Österreich sagen würde: "Familien streiten auch mal, es können Teller fliegen, und die Kinder bereiten Kopfschmerzen [...] Ganz zu schweigen von den Schwiegermüttern." Er hat es dann natürlich sofort relativiert und darauf hingewiesen, dass man durchaus anmerken könne: "Vater, Sie reden so, weil sie nicht verheiratet sind."

Ein katholischer Theologe, ein Dogmatiker allzumal, soll sich ja am Papst ein Beispiel nehmen. Darum gleich vorweg: Ich stehe also ganz ähnlich wie der Papst vor Ihnen und soll über etwas reden, das nicht meine Lebenswirklichkeit bzw. nur zu einem geringen Teil meine Lebenserfahrung ist, nämlich die aus meiner Vergangenheit. Ich bin zwar verheiratet, aber wir haben keine Kinder. Ich kenne Ehe, aber Familie nur aus der Rückschau auf meine Ursprungsfamilie sowie aus der Fremdbeobachtung auf die Herkunftsfamilie meiner Frau. Ich kann daher nur indirekt bestätigen, was der Heilige Vater da über Familie gesagt hat. Aber er wird schon wissen, was er meint, wenn von fliegenden Tellern, vom Schweigen der Schwiegermütter und von Kopfschmerzkindern die Rede ist. Ich vermute zu seinen Gunsten, es geht darum, dass ein Ehepartner gerne mal wieder ein neues Service im Schrank hätte und dass so manches Ehepaar mit ihren jeweiligen Schwiegermüttern gerne einen dvd-Abend verbringt, in dem schon etwas ältere, aber gleichwohl Oscar-prämierte Thriller über modernen Kannibalismus angeschaut werden. Die Kinder dürfen dann natürlich aufgrund der Altersfreigabe nicht mit auf dem Sofa sitzen; die hängen dafür sicher mehr oder weniger unbeaufsichtigt im Internet und deshalb sind auch die päpstlichen Kopfschmerzen der Eltern so weit nicht aus der Welt.

Jenseits solcher Karikaturen hat Papst Franziskus mit seiner Familiendystopie einen wichtigen Punkt getroffen: Es wäre irreführend, Familie als eine homogene Gemeinschaftsform menschlichen Lebens anzusehen. Das ist sie nicht und wahrscheinlich würde jede Familie zum Beleg dafür taugen. Man tritt in eine ganz andere als heile Welt ein, wenn man sich mit Familie befasst, und doch gehört Familie nach wie vor zu den stabilsten Sozialformen der Menschheitsgeschichte. Familie ist viel komplexer und komplizierter, belasteter und belastbarer, aufgeregter und aufregender als die heilige Familie, die wir kirchlich so gerne als Metapher der wahren Harmonie, des guten Glaubens, des schönen Ausgleichs gegenüber der zerrissenen Welt bemühen, in der Menschen heute leben und mit

deren Stressfaktoren wir Tag und Tag zu Recht kommen müssen. Metaphern wie die heilige Familie leben von der Ähnlichkeit der Größen, die sie miteinander verbinden. Und Ähnlichkeit macht zeitgenössische Familien gerade nicht aus, vielmehr hohe Pluralität und differente Lebenskulturen, die hier in einen unweigerlichen Kontakt treten.

Als Kontaktzone sehr unterschiedlicher Menschen mit sehr diversen Freuden und Traurigkeiten, Ängsten und Hoffnungen verlangt Familie deshalb auch nach anderen Sprachformen als Metaphern, um sie zu identifizieren. Statt Metaphern bieten sich Metonymien an, um Familie zu beschreiben. Beides sind Formen für Sprachbilder und über ihr Gegenüber ist man sich intellektuell seit 70-80 Jahren klar; sie markieren unterschiedliche Ausdrucksweisen und damit sehr differente soziale Handlungsvarianten. Anders als Metaphern gehen Metonymien nicht auf Ähnlichkeiten, sondern auf Kontakte. Sie stellen zusammen, was sich nicht ausweichen kann. Sie zeigen daher nicht auf eine höhere, übergeordnete Verbindung wie Metaphern, zu denen man mit Aktionen gelangen kann, sondern auf einen Aktionsradius, dem die Akteure nicht ausweichen können, sondern unterzogen sind.

Die ‚Patch-Work-Familie‘ ist eine solche Metonymie; sie nimmt einen Aspekt des familiären Lebens in der spätmodernen globalen Zivilisation für das Ganze, in diesem Fall also das Zusammenflicken unterschiedlicher lebensgeschichtlicher Materialien und kleinerer, für sich genommen unscheinbarer Flicker, die wie auch immer zusammengefügt ein ganz anderes, buntes, diverses Bild ergeben, das im klassischen Patchwork des Quilt sogar sehr wärmend sein kann und in das man viel Arbeit stecken muss.

Auf dieses Niveau metonymischer Kontaktzonen muss man, glaube ich, kommen, um sich mit Familie zu befassen. Für die Theologie ist das jedenfalls unausweichlich; deren Familienbilder sind allesamt Metonymien wie die Krippe in Bethlehem, die besorgten Eltern im Jerusalemer Lehrhaus ihres Sprößlings, die Zurechtweisung Marias an ihren Sohn bei der Hochzeit zu Kanaa, und natürlich besonders die Zurückweisung Jesu an die ganze Familie in der Synagoge, das Kreuz auf Golgotha mit der Mutter Jesu, das leere Grab der Frauen am Ostermorgen und der Maria Magdalena im Garten. Dagegen folgen Pfarrfamilie, Menschheitsfamilie, die Brüder und Schwestern im Herrn, die von der Kirche so gerne beschworen werden, allesamt Metaphoriken, die von Ähnlichkeiten träumen, die aber bei Licht gesehen eben nicht da sind.

Ich glaube auch, dass man überhaupt sagen muss, dass die Metaphorik der inneren Ähnlichkeit und übergeordneten Gleichheit von heutigen Familien wegführt in eine Utopie, zu der sich noch nicht einmal mehr eine Veranstaltung wie die kürzlich zu Ende gegangene Synode der Bischöfe in Rom verstehen wollte, die eigentlich auf episkopale Harmonie und katholische Nestwärme geeicht ist. Daher versuche ich mich hier auch gar nicht mit Metaphern aus der Affäre zu ziehen, was Familien wesentlich seien. Ich biete Ihnen stattdessen die Metonymie des Ortes an, um Familien zu identifizieren. Ich frage mich also

nicht, wer oder was Familie ist, sondern: Wo finden Familien statt? Aus diesen Ortsbegehungen erhoffe ich mir Einblicke in das systemische Territorium, das die Kontaktzonen heutigen Familienlebens enthält.

Ich liste Ihnen zunächst mal nur grob geordnet einige Orte auf, die mir einfallen, wenn ich mich nach dem Familien-Wo umschaue: Kreissaal - Küchentisch - Tannenbaum; Spielekonsole - Gute-Nacht-Geschichte - Moselradweg; Kinderkrippe - Familienpackung - Einkaufs-Mall; Kindergarten - Grundschule - Familienabteil; Videokamera - Tribüne - Vorabendserie; Supermarkt-Kasse - Zeitschriftenkiosk - Kinderkleider-Bazar; Familiengottesdienst - Gericht - Polizeistation; Familien-Van - Sterbezimmer - Friedhof. Und ich vermute einmal, Ihnen wird noch viel mehr einfallen als es mir aus der Außenansicht überhaupt möglich ist.

Vermutlich werden Sie auch diese Orte in andere Dreierpackungen bringen, als es die von mir benutzte Taxonomie gerade getan hat. Mir geht es auch gar nicht um diese Taxonomie, also die Einteilungsliste, sondern um die Topologie dieser Orte. Topologien haben es mit Topographien zu tun, also mit Darstellungen von realen Orten, aber sie zielen auf die Logik in diesen Orten oder in dem Bezug auf diese Orte. Es geht dabei um die Rationalitäten, denen sie unterworfen sind und die sich in den Handlungsmöglichkeiten der Menschen ausdrücken, die sich diesen Orten nicht entziehen können.

Häufig sind Topologien mit Logistikproblemen verbunden, also wie man was dorthin möglichst vernünftig bringen kann, wohin es gehört. In der Mathematik etwa entstand die Topologie aus dem Königsberger Brückenproblem. Das war die Frage, ob in Königsberg die Pregel so zu überqueren war, dass man jede der sieben Brücken nur einmal benutzte und am Ende am Ausgangspunkt zurückgekehrt wäre. Euler bewies 1736 mit Hilfe der sog. Graphentheorie, dass das nicht möglich ist. Und erschrecken Sie nun nicht vor der Mathematik; sie ist lediglich eine sehr formale Sprache für alltägliche Herausforderungen.

Topologien sind wie an Königsberg geschildert mit ganz alltäglichen ökonomischen Fragen verbunden: Wie bringt man das, wofür es geht, so dorthin, wo es hingehört, dass möglichst wenig Ressourcen aufgebracht werden müssen? Das ist die topologische Rationalitätsfrage. Für meine Familienfrage hier bei Ihnen bedeutet das: Wo findet Familie in einer Weise statt, dass man sie identifizieren kann, ohne einen Aufwand zu treiben, der sich in abwegigen Zusatzphänomenen verliert? Als ein komplexes Gebilde, das ständig zwischen sehr unterschiedlichen Größen Kontaktzonen aufbauen muss, locken bei Familienfragen ständig Nebengleise ins Nirgendwo. Man hat ständig den Eindruck, Familie ist ja mit allem und jedem verbunden. Das mag vielleicht sogar stimmen, hilft aber nicht weiter. Denn so findet Familie einfach nicht statt, im Überall und Jedenfalls. Sie folgt nun einmal alltäglichen Logistikproblemen, also etwa wie das, was eine Familie so alltäglich an Lebensmitteln benötigt, am leichtesten, am gesündesten, am preiswertesten – also je nach den

Rationalitäten, die im Raum stehen – auf den Küchentisch zu bringen sind, an dem sie dann auch tatsächlich konsumiert werden.

Die Theologie ist auch auf Ökonomie geeicht, und zwar auf Heilsökonomie, also wie das, was gemeinhin Gott genannt werden kann, so zu identifizieren ist, dass etwas menschlich Heilvolles dabei herauskommt. Das ist eine ökonomische Frage, weil Gott eine strittige Ressource ist, die nicht bei jedem Gebrauch bedeutsam und heilvoll eingesetzt wird. Da locken überaus viele Nebengleise, die weit von dem wegführen, worum es geht. Man kann dieses heilsökonomische Logistikproblem auch so ausdrücken: „Der *Wunsch nach einem gelingenden Leben* in Ehe und Familie hat bei Menschen aus allen Generationen einen hohen Stellenwert. Dabei wird die Realisierung dieses Wunsches zunehmend schwieriger. Familien erfahren die „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ der Gesellschaft ganz unmittelbar; im Zusammenleben der Familienmitglieder müssen die Wechselwirkungen und Widersprüchlichkeiten von gesellschaftlichen Anforderungen und persönlichen Wünschen und Bedürfnissen zum Ausgleich gebracht, die von außen diktierten unterschiedlichen Zeitrhythmen der Familienmitglieder koordiniert, der Familienalltag gemanagt werden.“ Sie kennen dieses Zitat. Das war das erste Merkmal dessen, wie Ihre Arbeitsgemeinschaft in ihrer Selbstvorstellung Familienbildung versteht. Wie bringt man unter den heutigen Bedingungen gelingendes Leben in Ehe und Familie?

Ich biete Ihnen an, sich das an sechs Orten anzusehen, die ich jeweils in drei Doppelpacks gestellt habe, um mit ihnen topologisch arbeiten zu können, also jeweils einen Schritt mehr Klarheit über die Räume zu bekommen, an denen die komplexe Wirklichkeit von Familien stattfindet. Ich beginne mit:

Küchentisch und Tannenbaum – Orte, um Utopien über Familien zu überschreiten

Sie kennen das, wenn es heißt: „Wir treffen uns in der Küche.“ „Wir müssen reden.“ „Kommst du bitte zum Essen.“ Sehr oft geht es dabei um den Küchentisch. Er ist eine typische Metonymie, weil dieser Tisch für Praktiken steht, denen Familien schlecht ausweichen können. Er ist eine Kontaktzone, kein homogenes Möbelstück, meistens auch mehr oder weniger vom Gebrauch lädiert. Am Küchentisch isst man nicht nur und bereitet nicht nur das Festessen im Wohnzimmer vor. An diesem Ort kann man sich trefflich verkrachen. Hier wird auf den Tisch geschlagen. Hier finden Disziplinierungen statt – oder scheitern sang- und klanglos. Hier fließen Tränen, hier wird gelacht, hier regt man sich auf, hier spürt man, was eine Familie verbindet. Und ebenso oft genug führt die Aussprache – Stichwort: Wir müssen reden! – zur Einsicht, dass man so nicht mehr in der Partnerschaft weiterkommt, sich womöglich als Paar trennen muss und vor der prekären Frage steht, was nun mit gemeinsamen Kindern, Vermögen, Hoffnungen geschehen soll. Natürlich gibt es auch das andere. Hier findet das Sonntagsessen statt, wird endlich mal in Ruhe die Zeitung

gelesen, wenn die Störenfriede aus dem Haus sind, kommt man ins Nachdenken über den Tag hinaus, treten Entwicklungssprünge der Kinder sichtbar in den Raum.

Der Küchentisch ist ein spezieller Ort. Es gibt ihn wirklich. Es geht an ihm nicht darum, worin sich die persönliche Lebensreise erfüllen wird oder soll. Er ist kein Ort der familiären Fülle, sondern ihrer tatsächlichen Realität. Hier offenbart sich, wie es nicht geht, obwohl die übliche Ordnung der Dinge in Gesellschaft, in Kultur, in Religion etc. es sich anders vorstellt. Hier muss man improvisieren, weil einem oder einer das klar wird.

Ebenso klar und nicht selten noch pointierter wird diese Konfrontation am Tannenbaum. Das ist auch eine Metonymie. Sie steht nicht einfach für den abgeschlagenen Nadelbaum, der überall gleich schön geschmückt ist. Diese Metonymie steht für das Familienfest schlechthin, also Weihnachten, Heilig-Abend, sprich: „O Tannenbaum“, „Alle Jahre Wieder“ und „Stille Nacht Heilige Nacht“, natürlich muss ich besonders dieses Lied erwähnen, immerhin bin ich ja Professor in Salzburg. Der Tannenbaum ist einerseits ein Anlass für absolut homogene Gefühle der gelingenden Familie schlechthin – aber zugleich in aller Regel ein Ort der Offenbarung, wie es jeweils gerade um die tatsächliche Familie bestellt ist. Hier treffen hehre Vision und relativierende Realität aufeinander. Wir wollen kulturell nicht vom Tannenbaum lassen, obwohl wir schon vorher daran zweifeln, dass es dort trotz all dieser Geschenke friktionslos zugehen wird. Spätestens am ersten Weihnachtstag ist es aus damit – und dann beginnt nicht nur auf Google die große Suche nach Abnehmprodukten, sondern die weihnachtliche Rocky-Horror-Picture-Show im Familienmaßstab.

Beide metonymische Kontaktzonen, Küchentisch wie Tannenbaum, entlarven Utopien über Familien. Der U-topos, Nicht-Ort, ist etwas typisch Modernes, entdeckt 1516 von Thomas Morus. Er beschreibt einen Ort, den es gar nicht gibt, der aber sehr wohl existiert – nämlich in der Zukunft, weshalb man ihn erreichen kann, wenn man sich selbst und die entsprechenden Störenfriede nur genügend diszipliniert. Da kann man hin gelangen, wenn man sich der Vision unterwirft, die dort dann Realität sein wird. Darum können Sie hier so wunderbare Metaphern daran hängen wie die TUI-Werbung, die schildert, wie bei der Familienkonferenz am Küchentisch zur allseitigen Zufriedenheit über den nächsten Urlaub entschieden wird. Und diese Utopie ist ja richtig schwach gegenüber den Tannenbaum-Metaphern vom trauten Heiligen Paar, das einsam wacht, wo alles schläft, wie das Christuskind, das auf die Erde nieder kommt, wie die treuen Blätter, die grünen auch im Winter, wenn es schneit. Was haben mir diese Metaphern meine Kindheit gewürzt und ich gehe davon aus, vielen von ihnen wird es ähnlich in Erinnerung sein. Der Tannenbaum war einfach klasse und wie stolz waren meine Frau und ich, als wir den ersten eigenen Tannenbaum dann hatten.

Metaphorisches Glauben geht an diesem Orten Tannenbaum und Küchentisch – aber es geht nur, wenn man sie zu Utopien ausbaut, also auf eine klar fixierbare Zukunft hin verlässt. Wenn man an diesen Orten bleibt, wie sie sind, können sie ganz schön relativierend sein.

Diese beiden Orte selbst taugen in der Gegenwart, in der sie aufgesucht werden, gerade nicht für Utopien. Sie sind andere Orte, Heterotopien, also reale Orte, an denen man Diskursen nicht ausweichen kann, die eben nicht zur utopischen Ordnung der Dinge passen. Der Klassiker eines Heterotopos ist der Friedhof. Dort wohnen die Toten. Und wenn man bei einer Beerdigung ein Grab umsteht und dann für die Person gebetet wird, die als nächste sterben wird, wird es in der Regel still. Da wird das Grab zum Heterotopos, also zu einem Ort, der eine(n) selbst an etwas erinnert, was man im normalen Getriebe des Lebens nicht sehen will. Biblisch finden sich viele Heterotopien – das verlorene Paradies, das Exil, Golgotha, das leere Grab, die Gemeinde von Korinth. Ground Zero, also die Gedenkstätte in Manhattan mit den Fundamenten der zusammengebrochenen Twin Towers, ist ein Heterotopos. Aber auch im individuellen Leben – dort, wo man einen Unfall hatte, aber auch dort, wo vielleicht der eigene Lebenspartner(in) eine(n) völlig überraschend zum ersten Mal geküsst hat, oder dort, wo eine(m)r klar wird, etwas geschafft zu haben, was völlig unmöglich schien.

An diesen anderen Orten findet Familie statt. Sie ist keine utopische Lebensgemeinschaft homogenisierter Menschen, sondern eine heterotope Kontaktzone bleibender Pluralität, die sich eben hier nicht ausweichen kann, sondern dort miteinander etwas machen muss, was weiterführt. Das, was Familien weiterführt, sind keine utopische Metaphoriken, sondern die Überschreitung von Ordnungen, die nicht mehr funktionieren, in Kontaktzonen hinein, denen Familien nicht ausweichen können. Die Metonymien des Küchentischs und des Tannenbaums gehören zu diesen Orten. Wie an Heterotopien etwas geschieht, was familiär weiterführt, möchte ich am nächsten Orts-Paar deutlich machen, an dem meines Erachtens Familie stattfindet:

Kindergarten und Grundschule – Orte familiärer Überschreitungen

Familien sind auf Zukunft geeicht. Wer in einer Familie lebt, muss wachsen. Das ist unausweichlich für alle Beteiligten. Die Kinder müssen wachsen, die Eltern müssen an ihren Kindern wachsen und selbst die Großeltern müssen noch wachsen, weil sie mit einem Male eine ganz andere Lebensrolle haben. Selbst die Geschwister untereinander müssen wachsen, was offenbar ohne Konkurrenz kaum möglich ist. Und würden wir noch in Clans leben, gäbe es auch Wachstumsdruck auf diesem Niveau.

Aber wohin soll man denn wachsen? Die Kinder müssen groß werden, wie man so sagt, und die wollen auch irgendwann zu den Großen gehören. Klein werden will kein Kind, vor allem nicht gegenüber den anderen. Die Großen müssen vielleicht kleiner werden, sie müssen sich bücken, um den Kindern zu begegnen. Das ist gar nicht so einfach, wie man in einer Installation von Benita Joswig (+ 2012) im Magdeburger Roncalli-Haus nachvollziehen kann, die ‚Gott bückt sich‘ heißt. Aber dieses Bücken ist auch eine Form des Wachsens.

Irgendwie ist wachsen so etwas wie ein Schicksal von Familien. Stillstand gibt es da nicht. Singles und einsame alte Leute hören die Uhr ticken und manchmal wird sie dabei ziemlich laut. In Familien macht sie Sprünge, ehe man sich versieht. Mindestens an den beiden Orten Kindergarten und Grundschule sind diese Sprünge besonders eindrucksvoll und besonders notwendig. Aber sie geschehen nicht automatisch. Man muss ja den Ort wechseln bei Sprüngen. Und hier sitzt ein ziemlich haariges Problem.

Es scheint zunächst klar, worin das Wachsen im Kindergarten und in der Grundschule besteht. Man muss mit anderen auskommen lernen und erste Sprossen auf der Bildungsleiter nehmen. Das galt früher als ein ziemlich harmonisches Geschehen, gerade so wie die Metapher ‚Kindergarten‘ es suggeriert, die Fröbel 1840 in Thüringen kreiert hat. Er forderte damit: „Gib deinem Kinde Gelegenheit, sich ... in sich zu entwickeln. Ist dadurch die Knospe seines inneren Lebens geschwellt, so bricht sie schon von selbst auf, allein fordere bis zur Schulfähigkeit und Reife keine anderen äußeren Zeichen dieser inneren Erstarkung und Entwicklung als die Sachdarstellung der Tat selbst.“ (zit. n. RGG³ Art. Kindergarten, Bd. 3, 1881) Die gleiche Suggestion gilt für die Grundschul-Metapher, mit der die Weimarer Verfassung 1919 das gesetzliche Schulwesen bestimmte und private Vorschulen aufhob: „Das öffentliche Schulwesen ist organisch auszugestalten. Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf.“ (Art. 146, Abs. 1 der Weimarer Verfassung vom 11.8.1919) Hier hat man exemplarisch die Leistung von Metaphern: es wird Ähnlichkeit erzeugt – „eine für alle gemeinsame Grundschule“. Die Metapher markiert das Fundament, auf dem alles im Bildungswesen ruht.

Die eine Metapher ‚Kindergarten‘ bedient sich bei den Kultivierungsanstrengungen, die die Selbstversorger, die damals in Deutschland noch flächendeckend zu beobachten waren, ihrem Garten antun, um die Knospen dann aufbrechen zu sehen. Die andere Metapher Grundschule bedient sich beim Hausbau, das einen Grund benötigt, der zum Fundament taugt, um überhaupt entstehen zu können. Die eine tut so, als wüchse Bildung einfach immer nach oben, und die andere tut so, als würden Grundlagen geschaffen, auf dem dann alles weitere aufbaut. Beide Orte sollten dann, so das pädagogische Ideal, kindgerecht gestaltet werden, damit das individuelle Wachsen und das Bildungsanwachsen gelingen. Weitgehend folgen wir auch heute noch diesen Idealen. ‚Kindergarten‘ ist sogar ein Lehnwort in allen möglichen Sprachen auf dem Planeten geworden.

Und die Realität, wie sieht sie aus? Das hat markant von den Metaphoriken der Gleichheit und allen gleichen organischen Wachstums entfernt. In Österreich herrscht bereits Kindergartenpflicht für das 1 Jahr vor dem Schuleintritt, 2. Jahr Kindergartenpflicht ist gerade beschlossen worden. Es geht einerseits um Einsparpotentiale – was man früh bei Kindern gut machen kann, müsse man später nicht teuer nachjustieren, so der Wirtschaftsminister – und andererseits um Integrationsleistungen, die vor allem von jenen Kinder eingefordert werden, die aus Familien mit Migrationshintergrund kommen. Der

Kindergarten ist längst flächendeckend – und Deutschland ist da keine Ausnahme – zur ersten Stufe der Bildungsleiter geworden. Da geht es kaum mehr um das Aufknospen des Kindes durch sein interesseloses Spielen, sondern um Sozialkompetenz und vor allem um das erste Auffüllen des Kontos, auf dem Bildungskapital in Großbuchstaben steht. Seitdem auch bis in die letzten ländlichen Winkel der Republik klar geworden ist, dass die entscheidende Aufstiegsressource in der globalen Zivilisation das Bildungskapital ist, das ein Mensch möglichst früh im Leben anzusammeln beginnen muss, sind auch die Grundschulen, die Kindergärten und bisweilen sogar schon die Kinderkrippen zu sehr beachteten sozialen Räumen geworden und werden von Eltern, Politikern, Kulturschaffenden, selbst von Wirtschaftslobbyisten mit Falkenaugen anvisiert und mit Helikopterrotoren umschwärmt.

Die Metaphern Kindergarten und Grundschulen sind längst metonymisiert worden. Dort findet Elementarpädagogik statt, und ganz besonders hippe Ansätze sehen schon das erste Lebensjahr als eine Landezone elementarpädagogischer Erkenntnisse. Elementarpädagogik ist auf jeden Fall eine Metonymie und ich will sie gar nicht kritisieren. Ich kenne mich in ihren Ansätzen auch nicht aus. Ich stelle sie nur fest. Sie zeigt an, dass die Orte Kindergarten und Grundschule ihren utopischen Gehalt zu verlieren beginnen. Sie sind Heterotope geworden. Und das ist es, was überschritten werden muss an diesen beiden Orten – die Nicht-Orte, die man so gerne mit ihnen verbindet. Kindergarten und Grundschule nötigen dazu, die Utopien hinter sich zu lassen, aus denen sie ursprünglich stammen. Denn sie kommen von Problemstellungen her, denen Familien nicht ausweichen können.

Das kann man gut an Elementarereignissen dort sehen wie dem St. Martinsumzug. Bildungskapital wird nun einmal auf einem personenbezogenen Konto verbucht, nicht auf einem sozialen Treuhandkonto. Jeder Mensch hat seinen persönlichen Kontostand an Bildungskapital. Auf den Kontoauszügen stehen schwarze oder rote Zahlen und den Bilanzen drohen Inflation wie Deflation. Da muss man sich in der Tat fragen, ob es für ein muslimisches Kind ratsam ist, so ein christliches Elementarfest wie St. Martin mitzufeiern – von den a-religiös erzogenen Kindern ganz zu schweigen. Hilft es weiter in einer multi-religiösen Zivilisation oder baut es Ausschlussverfahren im anti-muslimischen Habitus einer immer noch aufs Christliche geeichten Gesellschaft auf? Die Frage, wie mit Religion als Ressource für Bildungskapital umzugehen ist, ist gerade in diesem Lebensabschnitt nicht zu unterschätzen. Ich für meinen Teil kann mich immer noch an das Krippenspiel in der Grundschulzeit erinnern, wo wir vor versammelter Schul- und Elternschaft aufgetreten sind und ich durfte den Erzengel Gabriel spielen. Vielleicht hat da meine Profi-Theologen-Karriere begonnen, schließlich müssen Engel ja ständig von Gott reden. Die Gegner meiner Theologie werden womöglich denken, sie hätten mir damals besser eine Ochs- oder Eselsrolle gegeben – und ich weiß nun wirklich nicht, was aus denen geworden ist.

Aber zurück zur Sachfrage. Im Kindergarten stehen heute alle Beteiligten mitten in einer sehr spannenden interkulturellen Debatte: Ist es besser ein „Laternen- und Lichterfest“ oder

„Sonne-Mond-und-Sterne-Fest“ zu begehen, oder doch auch den muslimischen Kindern das Schwert des Heiligen Martin als verheißungsvolles Werkzeug eines Bildungsaufstiegs zu ermöglichen? Beim Nikolaus ist es ja noch schwieriger, weil der diese Bischofsmütze mit dem Kreuzzeichen auf dem Kopf hat. Und wie soll man den Ramadan in Kindergarten und Grundschule so würdigen, dass auch die nicht-muslimischen Kinder ihn als etwas im Leben bedeutsames identifizieren können und damit ihre muslimischen Mit-Kinder tiefer wertschätzen? Sie kennen die Debatten – und sie sind wichtig. Der Zuzug der Flüchtlinge wird sie noch einmal dynamisieren, keine Frage.

Solche Debatten machen Kindergarten und Grundschule zu prekären Orten, an denen sich Aufstiegschancen einstellen oder verwehrt werden. Hier findet Familie in einer Weise statt, dass Wachstum von Kindern über die Familie hinaus und insbesondere über die eigenen familiären Utopien hinaus anvisiert wird und ebenso Wachstum der Eltern am Wachstum ihrer Kinder gefordert ist. Denn das ist unausweichlich für die Kinder wie für die Eltern. Die Familie hat man ein Leben lang, aber sie ist kein lebenslängliches Verdikt. Man hat sie und kann, ja muss sie sogar ständig verlassen auf anderes hin, was sie gerade nicht mehr selbst garantieren kann. Das macht die beiden genannten Orte so heterotopisch und so relativierend für lange gehegte Utopien.

Und die Eltern zittern mit, was ihren Kindern dort im Kindergarten und in der Grundschule möglich oder unmöglich gemacht wird. Und machen wir uns nichts vor: Sie zittern auch deshalb, weil hier, in elementarpädagogischen Räumen, die sie gar nicht mehr von sich her kontrollieren können, mit entschieden wird, ob ihre Eltern-Familienarbeit erfolgreich sein wird oder scheitert.

Aber das bleibt keiner Familie erspart. Sie praktiziert eine Lebensform, die scheitert. Diese Lebensform kennt Orte des Scheiterns und es qualifiziert Familien, dass und wenn sie dem nicht ausweichen, sondern sich ihnen aussetzen. Dazu mein letztes Orts-Paar:

Sterbebett und Friedhof – Familienorte eines prekären Teilens

Diese beiden Orte sind direkt Metonymien, auch wenn viele das zunächst beim Friedhof anders wahrnehmen. Aber das ist keine Metapher, die so etwas wie Hof und Frieden zusammenbringt, um dann den Frieden, in dem die Toten dort in ihren Gräbern ruhen sollen, zum Ausdruck zu bringen. Friedhof kommt vielmehr von ‚umfriedeten Gelände‘, also einem abgegrenzten Grundstück, in dem Tote bestattet werden. Das beginnt sich so allmählich bei uns aufzulösen, aber das ist eine andere Geschichte. Jedenfalls wird mit Friedhof ein sprachliches Bild für das erzeugt, was tatsächlich im Raum der Gräber vorhanden ist – die Mauer, die Abgrenzung, die Begrenzung, die das Grundstück betrifft. Friedhof ist kein sprachliches Bild für die Ähnlichkeit derer, die in den Gräbern liegen, weil es die auch gar nicht gibt. Sterbebett ist auf jeden Fall eine Metonymie; die meisten

Menschen sterben nun einmal im Bett, auch wenn in den letzten hundert Jahren so viele Menschen auf Schlachtfeldern, in industriellen Tötungsmaschinerien wie dem Holocaust, bei ethnischen Säuberungen umgebracht wurden wie nie zuvor in der Menschheitsgeschichte. Das Bett, in dem ein Mensch stirbt, steht deshalb in der Sprache für das Sterben eines Menschen.

Es ist nicht verwunderlich, dass man für diese beiden Orte keine metaphorischen Umdeutungen vollzogen werden. Denn hier geht es um Scheitern und scheitern wird nun einmal gar nicht gerne sozialisiert, sondern sehr gerne individualisiert. Metaphern mögen wir hier nicht, die die Ähnlichkeit von uns im Scheitern oder gar die Gleichheit des Scheiterns für jeden von uns ausdrücken würde. Beim Scheitern erlauben wir uns nur die Kontaktzonen, die solche Metonymien wie Sterbebett und Friedhof eröffnen. Sie reichen völlig aus.

Beides sind daher Heterotopien. Beim Friedhof habe ich es schon geschildert, beim Sterbebett ist es auch gut nachvollziehbar. Oder wer von uns ist sich heute sicher, dass man ein gutes Sterben erleben wird, palliativ exzellent versorgt und von allen Familienmitgliedern umsorgt? Da muss man seiner Existenz schon sehr sicher sein, um hier Befürchtungen mit leichter Hand wegdrängen zu können. Man mag gar nicht an die Ohnmacht denken, die uns dort erwartet, weil sie selten als Merkmal der eigenen Identität offensiv aufgegriffen wird.

An diesen beiden Heterotopien findet Familie statt und beide Male sind die Beteiligten mit einem Scheitern konfrontiert. Wer im Bett liegt und stirbt, wird immer und unweigerlich offene Geschichten, unverbundene Fäden des eigenen Lebens, unausgetragene Konflikte und wahrscheinlich auch nicht bewältigtes Schuldig-Geworden-Sein in dieses Sterben mitnehmen. Und die Angehörigen, die ein solches Bett umstehen, werden mit Beziehungsgeschichten konfrontiert, die sie mit dieser Person verbinden, aber die sie auch von ihr trennen, weil sie nicht rund geworden sind und jetzt ist es womöglich zu spät. Oder man sieht sich gedrängt, wenigstens vor der Sterbestunde sich noch ausgesprochen zu haben, was meist mehr schlecht als recht gelingt, aber immerhin. Am Sterbebett geht es um Beziehungsgeschichten und viele davon spielen nun einmal in der Familie.

Da ist es letztlich auch gleich, ob das Bett im Krankenhaus steht oder zu Hause. Wir glauben, dass es zu Hause leichter wäre, was aber doch wohl meistens utopisch ist. Aber deshalb wollen die meisten Menschen nicht im Krankenhaus sterben, obwohl sie es dann doch tun. Für die Angehörigen ist das schwerer. Hier muss man jemanden schneller verlassen, selbst bei ausgesprochener Abschiedskultur in Krankenhäusern. Der normale Betrieb muss einfach dort weitergehen, und zu Hause ist das Zeitfenster bis dahin einfach größer. Aber gerade dieses Geschehen, am Sterben eines Angehörigen Anteil zu nehmen, bringt Familie zusammen – oder offenbart, wie zerrissen es um sie vielleicht bestellt ist. Und wie oft sterben engste Angehörige gerade dann, wenn man nicht da ist – vielleicht weil sie es der Tochter, dem Sohn, dem Enkel leichter machen wollen, oder wieso auch immer. Jedenfalls ist es für die, die weiter leben, durchaus wichtig, in diesem Augenblick da zu sein. Und das ist

merkwürdig – man will das endgültige Scheitern dieses Lebens, was Sterben nun einmal ist und was der Tod womöglich gar nicht ist, teilen.

Ähnliches gilt vom Friedhof. Das Grab, die Stele mit der Urne, der Friedwald sind wichtige Referenzorte, um eines nahen Toten zu gedenken. Dort ist die Tote, der Tote nicht, sondern nur das, was vom Körper übrig geblieben ist. Aber dennoch fühlen wir uns an Gräbern den Verstorbenen nahe. Und wir finden es furchtbar, wenn ein Mensch zu Grabe getragen wird, und nur die dabei sind, die professionell dafür da sind – der/die Seelsorger/in und die Mitarbeiter des Beerdigungsunternehmens und des Friedhofs. Wie traurig sieht das aus – und wie sehr schreckt uns das. Bei der Beerdigung soll doch bitte die Familie zusammenkommen. Das ist eigentlich merkwürdig. Denn die Angehörigen teilen das, was die Toten erfahren haben, obwohl es ihnen noch bevorsteht, und obwohl es ihnen sogar die eigene Ordnung des Lebens in Frage stellt.

Was geschieht hier im engeren oder sogar engsten Familienkreis, wie man so sagt, wenn Angehörige das Sterbebett umstehen oder am Grab Abschied nehmen? Was hat es mit diesem Teilen auf sich? Ich glaube, dass hier etwas deutlich wird, was die Sozialform Familie über diese lange Geschichte der Menschheit und über alle kulturellen, wirtschaftlichen, politischen Grenzen hinweg so stabil hat werden lassen. Familien teilen alles Mögliche und auch manches Unmögliche – Sie wissen es vielleicht schon: gestern ist die Fernsehserie ‚The Royals‘ gestartet – und dieses Teilen hat es in sich. Es macht Familien so bedeutsam.

Es ist ein Teilen im Sinne eines *sharing* und nicht im Sinne eines *dividing*. Es geht nicht um *diviser*, sondern um *partager*. Man muss da schon zu Fremdsprachen greifen, weil das Deutsche hier zu grob und undifferenziert ist. Im Deutschen ist teilen wie teilen, obwohl diese beiden Praktiken einander gar nicht gleich sind. Beim teilen im Sinne von abteilen, aufteilen wird das, was geteilt wird, kleiner, aber es wächst die Macht derjenigen Person, die über das Abteilen verfügt. Wer das Zimmer mit jemand anderen teilt, hat weniger Raum zur Verfügung, als wenn sie oder er das Zimmer für sich allein hätte, aber wer das Zimmer etwa vermietet, kann einen höheren Preis verlangen. Beim teilen im Sinn von miteinander teilen ist das anders. Selbst wenn dabei etwas kleiner wird, wächst etwas anderes und zwar bei denen, die teilen. Ein Bett mit jemand anderen zu teilen, macht das Bett ja nicht breiter, aber es wächst Intimität in zuvor ungeahnter Weise, bzw. genauer: sie kann wachsen. Oft sind die beiden Teilungsarten miteinander verknüpft, aber das *sharing/partager* wächst dann über das *dividing/divider* hinaus. Allerdings ist das kein Automatismus, im Unterschied zum Abteilen. Dort wächst Macht immer – *divide et impera*, so nennt ein spätmittelalterlichen französischer König die Eroberungsstrategie von Caesar.

An den beiden Orten Sterbebett und Friedhof ist das zweite Teilen der Fall. Hier kann eine Nähe wachsen, die durch *sharing* des Sterbeprozesses eines Angehöriger oder das Trauern über ihren oder seinen Tod ausgelöst wird. In Familien gibt es viele solche Abteilungsvorgänge und nicht immer mag man die, aber meistens wachsen Familien durch

das Miteinanderteilen, mit dem sie dem Abteilen begegnen. Das ist kein utopisches Halleluja, sondern ein schmerzvolles heterotopes Geschehen.

Wer will schon einen geliebten nahen Angehörigen sterben sehen? Man teilt ja das Scheitern eines Lebens an dem Punkt, an dem es nicht mehr weiterleben kann, und selbst dann, wenn der Tod als Erlösung empfunden wird, bleibt es beim Scheitern. Man schafft also im Teilen von scheitern dessen Ohnmacht nicht aus der Welt, aber sie dreht sich um und wird zu einer Lebensressource. In diesem Teilen wächst man über sich hinaus. Selig die Trauernden, sie werden getröstet werden, heißt es in der Bergpredigt. Im Teilen der Not und der Trauer wächst nicht die Not und nicht die Trauer, sondern das Beistehen in der Not und der Trost.

Bezeichnenderweise ist diese Metonymie der Bergpredigt ‚selig die Trauernden‘ mit einem sog. *passivum divinum* verbunden. Das, was Trauernde teilen, ruft Trost auf den Plan und dieser Trost stellt sich passiv mit Aktivität ein: „sie werden getröstet werden“. Derjenige, der das schafft, Trauernde, mit miteinander trauern, durch das Trauern zu trösten, ist Gott. Der ist aber nicht offensiv als Akteur präsent, sondern anonym im passiven Modus. Man kann ihn nicht packen, aber gleichwohl fassen.

Die Teilungsvorgänge von Familien an den Orten, deren Teilungsmacht sie ausgesetzt sind, haben daher eine sehr eigenartige, aber dennoch für einen Theologen sehr wichtige Dimension. Sie ist natürlich nicht auf das Sterbebett und das Grab begrenzt, obwohl sie dort sehr gut zu identifizieren ist. Familien sind hier eine Fundstelle, um an Gott heranzukommen, also um ihn identifizieren zu können; sie sind ein *locus theologicus*. Dieser Ortsgehalt geht aber nicht davon aus, dass Familien Familie sind, also was sie sind. Es hängt damit zusammen, dass Familie eine Metonymie des Teilens ist, also eine Kontaktzone zwischen dem, was unter ihren Mitgliedern wächst und Gott. Sie sind theologisch – wohlge­merkt: theologisch – nicht als System von Personen wichtig, sondern als Ort, als Kontaktzone. Dazu abschließend:

Familien als locus theologicus alienus – eine topologische Metonymie des Teilens

Um von Gott sprechen zu können, muss eine Theologie Fundstellen haben, an denen Argumente zu finden sind; klassisch heißt das *loci theologici*. Es ist seit langem klar, dass Familien solche Fundstellen sind; das gehört zur Tradition seit den Deuteropaulinen und den Pastoralbriefen. Zuletzt hat das Zweite Vaticanum damit auf der höchsten lehramtlichen Stufe gearbeitet. In der Pastoralkonstitution lehrt dieses Konzil: „Die Familie ist eine Art Schule reicherer Menschlichkeit.“ (GS 52) Sie werden diese Aussagen kennen.

Man muss hier auf die Details achten; denn wie Mies van der Rohe sagt: ‚God is in the details‘. Also der Teufel mag im Detail stecken, Gott steckt in den Details. Daher: Es wird hier nicht gesagt, dass die Familie eine Schule der Menschlichkeit ist, sondern „eine Art Schule (tieferer Menschlichkeit) – schola quaedam (uberioris humanitatis)“. Das ‚quaedam‘ ist

wichtig, weil durch diese Relativierung die Sprachform wechselt. Würde gesagt: ‚Familie ist eine Schule reicherer Menschlichkeit‘, dann wäre das eine Metapher. Eine Ähnlichkeit zwischen Schule und Familie wäre dann die Grundlage und durch diese Ähnlichkeit würde man auf eine höhere Ebene verwiesen. Man kann auch solche Ideen kommen wie: Schule ist ein Disziplinaranstalt, ein sehr moderner Ort, an dem Menschen dazu hingeführt werden, diszipliniert über sich hinaus zu wachsen. Wir hatten das schon, hier wächst Bildungskapital. Natürlich ist Familie auch disziplinierend. Aber ist sie deshalb schon ähnlich? Nein, das ist sie nicht. Im Unterschied zur Schule spielt hier nicht Nähe auf Zeit im Rahmen von Bildung eine Rolle, sondern Nähe auf Leben im Rahmen unausweichlicher Bindung. Auch scheinen die Hierarchien zunächst ähnlich zu sein, weil es in beiden um Autorität geht; so wie Eltern zu Kinder so stehen Lehrer(innen) zu Schüler(innen) und haben ihnen jeweils etwas zu sagen. Aber Lehrer(innen) sind immer auch die Schüler(innen) ihrer Schüler(innen). Eltern können dagegen nicht die Kinder ihrer Kinder sein; wenn sie es versuchen, wird das nicht gelingen. Schule und Familie sind sich nicht ähnlich, wohl aber stehen sie in Kontakt.

Das ‚gleichsam eine Schule‘ bringt das zum Ausdruck. Es wird ein Aspekt an einem komplexen Geschehen herausgehoben, nämlich dass hier ständig Überschreitungen auf vertiefte Menschlichkeit geschehen müssen, wenn das Familiensystem gelingen will. Das ist eine Metonymie. In der Sprache werden Metonymien von Prosa gerne benutzt, während Poesie von Metaphern lebt – so Roman Jakobson, der diese Differenz entdeckt und herausgehoben hat. Metonymien eröffnen Kontakt, aber der geschieht auf Augenhöhe und nicht in einer höheren Ebene. Daher stehen bei Metonymien Pluralität und Differenz im Vordergrund, während Metaphern Ähnliches und Einheit unterstellen.

Die Kontaktzone ist nicht schon der Kontakt – der muss noch hergestellt werden. Das trifft auf Familien zu. Nicht schon dadurch, dass es sie gibt, stehen ihre Mitglieder in einer Gemeinschaft; der Kontakt, den sie eröffnet, muss überhaupt erst noch realisiert werden. Daher kann man sagen, dass die Markierung ‚Familie‘ selbst eine Metonymie ist – die Metonymie eines Teilens, das dann, wenn es sich einstellt, heilvoll ist, das aber genau von denen, die sich nicht ausweichen können, aber den Kontakt verweigern können, gerade auch nicht realisiert werden kann. Die Pluralität, aus der Familie besteht, ist ein Problem und nicht schon die Lösung. Die Einheit, die Familienmetaphoriken unterstellen, die natürlich überall im Umlauf sind von der Wirtschaft über die Politik, von der Werbung bis hin zum ethnischen Clandanken, von der Kirche bis hin zu Hollywood-Schmonzetten, ist ein reines Utopia, das dem Problem des pluralen Kontaktes, mit dem Familien zurecht kommen müssen, ausweichen will. Wer im Konfliktfall sagt „Aber wir sind doch eine Familie!“ belegt dieses Utopia. Aber die Orte, an denen sie stattfinden, sind allesamt Heterotopien.

Das trifft nun auch den theologischen Ort, also die Fundstelle für Gottesargumente, der von dieser Metonymie Familie ausgeht. Er ist kein selbstverständlicher theologischer Ort – *locus theologicus proprius* in der klassischen Terminologie. Familie ist ein *locus theologicus*

alienus, also eine Fundstelle von Argumenten, die die bestehende Gottesrede befremden, die sie aber benötigt, weil sie tatsächlich etwas zu sagen hat. Man sieht es daran, dass dieser locus alienus ein wirklicher Realitätstest des Glaubens ist. Hier sieht man, wie es um den kirchlichen Glauben steht, von der Überlebenskraft dieses Glaubens in den extremen Konfliktfällen bis hin zur fast vollständigen Irrelevanz kirchlicher Moralvorstellungen im alltäglichen Zusammenleben. Familie ist von Kirche nicht zu disziplinieren und deshalb kann man mit Händen greifen, wenn kirchliche Einlassungen über Familie an der Realität vorbei gehen, die Familien leben – wie jüngst bei der Familiensynode gut zu erkennen war. Aber dennoch ist diese Kontaktzone mit Gott unverzichtbar, weil Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen, die in den Kontaktzonen heutiger Familien leben – und nicht bloß Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Familie, wie es die Synode behauptet hat – eine gottesgesättigtes Territorium sind. Wer darauf setzt, in diesem Territorium Gott zur Sprache zu bringen, macht keinen Fehler, aber sieht viele Irrungen und Wirrungen, die in der Kirche, aber auch in der Gesellschaft darüber bestehen. Daher mein abschließender Rat: Betreten Sie mit ihrer Bildungsarbeit dieses Territorium, denn da gehört Ihre Arbeit hin. Das bedeutet Logistikprobleme, aber sie lassen sich lösen.

Hans-Joachim Sander, Salzburg

Jakobson, Roman. *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921 – 1971*. Hg. u. erl. v. Elmar Holenstein.

Frankfurt: Suhrkamp, 2005, 192-211

Jakobson, Roman. *Selected writings. Word and language. Vol. 2*. The Hague [u.a.] ; 1971, 239-260

Marquardt, Henning. *Die Familie als (anti-)koloniale Metonymie: Jamaika und Südafrika in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Hannover: Technische Informationsbibliothek und Universitätsbibliothek Hannover (TIB), 2015 [Elektronische Ressource]

Metapher und Metonymie. Theoretische, methodische und empirische Zugänge. Hrsg. von Constanze Spieß und Klaus-Michael Köpcke. Berlin:: De Gruyter, 2015

Metaphor and metonymy in comparison and contrast. Ed. by René Dirven. Berlin: Mouton de Gruyter, 2002